

## Praktikumserfahrungen im Eisenwerk Brühl

1. „Während der Sommersemesterferien sollen die Studenten durch Übernahme von wenigstens 3 verschiedenen Praktika innerhalb der 5 Jahre des Grundstudiums ihnen weniger vertraute Lebensverhältnisse in praktischer Verantwortung kennenlernen; zugleich sollen sie eigene Betätigungsmöglichkeiten in Erfahrung bringen. Sie sollen dabei beachten, welchen Anspruch unsere Welt an die katholische Theologie stellt. Die praktische Arbeit muß daher von der theologischen Reflexion begleitet werden. Pastoraltheologische Vorlesungen können dazu zweckdienlich sein. Die Praktika sollen nach Möglichkeit von Konventen oder Häusern unserer Provinz aus besucht werden.“ (Statuten der Dominikaner-Provinz Teutonia, Nr. 18,1)

2. Nach einem Studiensemester im Rahmen meiner Ordensausbildung und damit nach dem sechsten Semester meines Diplomstudiums absolvierte ich mein sog. Industriepraktikum. Durch Vermittlung von P. Alfred Woltmann konnte ich eine Stelle im „Eisenwerk Brühl GmbH“ finden. Diese Lösung hatte allerdings den Nachteil, die leidige, oft demütigende Situation der „Arbeitsplatzsuche“ nicht selbst bewältigen zu müssen. In einer Zeit, in der die arbeitsamtlich-offiziellen Statistiken 2,2 Millionen Arbeitslose in der Bundesrepublik zählen (Stand April 1986), ist dies m. E. ein wesentliches Erfahrungsdefizit.

3. Für vier Wochen (21 Arbeitstage) habe ich wechselweise in Früh- (5.30-14.25 Uhr) und Spätschicht (14.20-23.10 Uhr) in der „Formerei“ des Eisenwerkes gearbeitet. In dieser Abteilung werden an zwei Fließbändern Sandformen produziert, in die im anschließenden Arbeitsgang in der „Gießerei“ das flüssige Eisen hineingegossen wird. Etwa 200 Arbeiter – ausschließlich Männer – arbeiten an den Produktions- und Zulieferbändern der Formerei. Gekennzeichnet ist die äußere Arbeitssituation in der Halle durch Maschinenlärm (ein Gehörschutz ist notwendig), Gestank und Dreck. In den ersten beiden Wochen des Jobs bestand meine Tätigkeit hauptsächlich darin, in die schon halbfertigen Sandformen acht bis 16 sog. „Stützen“ aus Leichtmetall (Höhe 10 mm, Ø 10 mm) einzusetzen. Eine monotone, körperlich wenig anstrengende Arbeit. Die große Personalknappheit im Februar, bedingt durch eine Grippewelle (bis

zu 20% Krankmeldungen), erforderte des öfteren kurzfristige Arbeitsplatzwechsel – allerdings immer nur innerhalb der Formerei. In den letzten 14 Tagen fand ich meine Arbeit vornehmlich an den verschiedenen Zulieferbändern. Dort galt es, von nebenstehenden Paletten sog. „Sandkerne“ von mehreren Kilogramm Gewicht auf das Band umzuladen – eine körperlich sehr harte Arbeit. Dies geschah in einem Arbeitsteam von drei bis fünf Personen, während die erstgenannte Arbeit eine Einzeltätigkeit war. Beide Arbeitsbereiche sind normalerweise von festangestellten Arbeitern besetzt. Hier wie an (fast) allen Arbeitsplätzen in der Formerei arbeiten „ungelehrte“ Männer. Dabei gehörte meine Tätigkeit zu der niedrigsten Lohngruppe innerhalb der sehr differenzierten Lohnhierarchie.

4. Der Umstand, daß ich in den Augen der Kollegen als „ganz normaler Student“ jobbte, verhalf mir zu einer ersten recht „normalen“ Begegnung mit den Arbeitern. Unterschiedlichste Eindrücke und Beobachtungen bestimmten meine Erfahrungen: die Angst, mit der ich dem Tag des Praktikumbeginns entgegenseh, das Erschrecken beim ersten Anblick „meiner“ Abteilung, die Erleichterung über die freundliche Aufnahme durch die Kollegen, die Langeweile bei meiner monotonen Arbeit, die Überraschung über das doch relativ gute Arbeitsklima in der Fabrik, die Wut über eine Reihe gesundheitsschädlicher Arbeitsplätze, der ungewohnte Lebensrhythmus . . . Weil die Arbeit in der Formerei des Eisenwerkes aufgrund des Lärms und des Fließbandtempos kaum ein Gespräch zuläßt, war ich sehr auf kurze Pausen- und Feierabendunterhaltungen angewiesen. Viele Informationen bestätigten meine Beobachtungen: Es gibt kaum jemanden, der gerne im Eisenwerk arbeitet, (fast) alle tun es wegen des überdurchschnittlich guten Verdienstes im Eisenwerk (Bezahlung über Tarif), es existiert kein großer Konflikt zwischen Arbeitern/Betriebsrat und Firmenleitung, das kollegiale Verhältnis ist relativ gut . . . Eine Konfrontation zwischen Gewerkschaft (IG Metall) und Arbeitgeber scheint eher in den Bereich der Geschichte zu gehören. Der in der Zeit meines Praktikums in den Medien engagiert und kontrovers diskutierte § 116 des Arbeitsförderungsgesetzes spielte – wie politische Themen überhaupt – keine Rolle. Interessierende Gesprächsthemen waren vornehm-

lich Geld, Sex, Video und Auto – in der vorgefundenen Permanenz und Einseitigkeit für mich ungewohnt und sehr unbefriedigend.

5. Wenn ich einigen Kollegen im Laufe eines Gesprächs – meist auf Anfrage hin – erklärte, ich sei „Mönch“, so schwankte die Reaktion normalerweise zwischen ratloser Sprachlosigkeit und ungläubigem Staunen. Der Theologiestudent und Ordensmann in der Fabrik: eine recht ungewohnte Situation für alle Seiten, auch für die Kollegen. Ein diffuses Halbwissen um die Lebensform von Ordensleuten gepaart mit vorsichtigem Interesse am Klosteralltag bestimmten das Gespräch. Mein Eindruck war des öfteren: Hier gibt es einen Exoten zu bewundern. Dies galt besonders im Hinblick auf unser Gelübde der Ehelosigkeit und Keuschheit: Totales Unverständnis war die regelmäßig wiederkehrende Reaktion. Es bereitete mir Schwierigkeiten, die Idee des Ordenslebens – und noch grundsätzlicher: die Idee des Christenlebens – zu vermitteln, zu sehr ist unsere Sprache eine andere als die der Arbeiter, zu sehr fehlen bei vielen Leuten Voraussetzungen religiöser Art. Daneben aber verhalf mir mein Status als Ordensmann zu einigen – wenigen – Gesprächen, die ich für die Betroffenen wie für mich selber als sehr wichtig erachte: Innerhalb des sozialen Gefüges der Fabrik ist jeder bemüht, sich zu behaupten. Über Fehler und Schwächen wird nicht geredet – sie könnten ja ausgenutzt werden, sie könnten dem mühsam aufgebauten Image schaden. Hier traute man mir anderes zu: Einige sehr offene Unterhaltungen über Partnerschafts- und Familienkonflikte gehörten in diese Kategorie. Diese Probleme finden im Fabrikalltag nur selten den oft nötigen Ansprechpartner. Gerade hier liegt denn auch eine m. E. entscheidende Notwendigkeit der Präsenz der Kirche – und damit auch der Ordensgemeinschaften – in den Fabriken.

*Gott ist eine bequeme Formel  
auf dem Bücherbrett des  
Lebens – stets zur Hand und  
selten gebraucht.*

DAG HAMMARSKJÖLD